

St. Andreas, Hildesheim

19. April 2009

Jürgen Gansäuer

Bin eingeladen, eine Kanzelrede zu halten.
Wollte allerdings nicht nur reden, sondern wollte auch etwas sagen.

Wir wollen gemeinsam über das nachdenken, was wir heute „Krise“ nennen.
Sie scheint uns zu beherrschen: In der Familie, im Freundeskreis und auf der Strasse ist sie das vorherrschende Thema.

In den Wirtschaftsteilen der Tageszeitungen ist die Rangfolge klar: Abwrackprämie, Konjunkturprogramm, Kurzarbeit, Insolvenz und Arbeitsplatzabbau, sowie noch manch anderer Begriff feiert einen geradezu medialen Höhenflug.

Und die Ursache für diese schlimmen Verwerfungen sind im Kern die alten Schwächen des Menschen: Gier, Habsucht, Egoismus und Gewissenlosigkeit. Sie sind in der Geschichte der Menschheit schon immer der tiefere Grund für Krieg, Not und Leid gewesen. Der ökonomischen Explosion von heute ging eine ethische Implosion voraus. Ihre wesentlichsten Bestandteile waren Maßlosigkeit und eine gigantische Selbstüberschätzung. Moral und Anstand waren Kategorien, die in so mancher Vorstandsetage keinen Raum mehr hatten.

Und in dieser Situation tun viele unserer Landsleute das, was sie besonders gut können: Sie klagen und derjenige der nicht mitmacht, macht sich schon fast verdächtig. Und wenn wir Deutschen erst einmal am Klagen sind, lassen wir uns von niemand auf der Welt aufhalten. „Wo kommen wir denn dahin, das wäre ja noch schöner.....“

In einer so aufgewühlten Situation, das hat mich meine Oma gelehrt, die eine außerordentlich lebenserfahrene Frau war, ist es gut, einen Augenblick ruhig nachzudenken und sich nicht von den Emotionen mitreißen zu lassen.

Für Christen sind die Dinge klar: In der Genesis ist es nachzulesen: Gott hat uns diese Erde anvertraut, damit wir sie in seinem Sinne gestalten. Die Schöpfungsgeschichte im 1. Buch Mose berichtet von dem Auftrag Gottes an die Menschen, mit der von ihm geschaffenen Welt „fürsorglich“ umzugehen und uns in ihr zu bewähren. Und diese Fürsorge bedeutet erheblich mehr, als intelligent zu jammern, sich geistreich zu empören oder nicht zur Wahl zu gehen.

Wenn Gott der ist, den wir anbeten, nämlich der Schöpfer des Himmels und der Erde, dann hätte er die Macht gehabt, eine andere Welt zu schaffen als wir sie jetzt haben. Er hat es nicht getan und erwartet von uns, dass wir seine Welt annehmen und zwar selbst dann, wenn es uns manchmal schwer fällt.

Christen haben im Gegensatz zu Kommunisten und Nationalsozialisten immer gewusst, dass es den Himmel auf Erden nicht gibt. Immer dann, wenn Politiker behaupteten, sie hätten ein Rezept, mit dem eine dem Himmel ähnliche, neue und gerechte Ordnung geschaffen werden könne, endete dieses Unterfangen bekanntermaßen in einer fürchterlichen Katastrophe. Die Namen Hitler und Stalin stehen für viele, die man in diesem Zusammenhang nennen müsste.

Der polnische Schriftsteller Stanislaw Lec hat es einmal auf den Punkt gebracht indem er sagte: „**Wer den Himmel auf Erden sucht, hat in der Schule in Erdkunde gefehlt.**“

Aber diese simple und zugleich einleuchtende Feststellung bedeutet nichts anderes, als dass wir uns auf diese Welt einlassen müssen und zwar so, wie sie ist und nicht so, wie wir sie gern hätten. Und deshalb müssen wir beispielsweise mithelfen, einen Arbeitslosen nicht mutlos werden zu lassen, einer allein erziehenden Mutter die Freude am Leben zu

erhalten, einen Asylsuchenden zu schützen, für einen Demenzkranken da zu sein und einem Sterbenden die Hand zu halten. Christlicher Glaube ist eben nicht abstrakt oder gar virtuell, christlicher Glaube bewährt sich immer zuerst am Menschen selbst. Dietrich Bonhoeffer hat dies in seiner „Ethik“ einmal so formuliert: **„Es ist eine Verleugnung der Offenbarung Gottes „christlich“ sein zu wollen ohne „weltlich“ zu sein, oder „weltlich“ sein zu wollen, ohne die Welt in Christus zu sehen“.**

Bonhoeffer hatte Recht, Gottesliebe ohne Menschenliebe gibt es nicht, entweder beides oder keines von beiden, dazwischen ist nichts möglich und deshalb dürfen unsere Kirchen auch keine christlich verbrämten faradayschen Käfige sein, die von der übrigen Welt gleichsam luftdicht abgeschottet sind. Der Aufenthaltsort für Christen ist mitten im Leben und nirgendwo anders, denn dort werden sie auch am meisten gebraucht.

Der moralische Elfenbeinturm ist jedenfalls kein Aufenthaltsort für Christen, auch wenn sich in ihm manche ausgesprochen wohl fühlen und sich in ihm oft genug gemütlich eingerichtet haben. Anders und ganz einfach ausgedrückt heißt dies: Die Maßstäbe christlicher Überzeugung erlangen ihre Glaubwürdigkeit erst dann, wenn sie nicht nur theoretisch begründet, sondern auch praktisch gelebt werden.

Es gibt ein englisches Sprichwort, das lautet: **„Ein Schiff, das im Hafen liegt, ist sicher. Aber dafür werden Schiffe nicht gebaut“.**

In Abwandlung dieses Sprichwortes sage ich: **„Ein Christ, der nur im stillen Kämmerlein betet, mag ein gläubiger Christ sein, aber dafür allein ist Christus nicht am Kreuz gestorben“.**

Dietrich Bonhoeffer hat dies einmal so formuliert: **„Das Gute verlangt nach dem Ganzen, nicht nur nach der ganzen Gesinnung, sondern auch nach dem ganzen Werk“.**

Spätestens seit der Bergpredigt ist es uns jedenfalls ins Stammbuch geschrieben: Christlicher Glaube ist ohne tätige Lebensfolgen nicht überzeugend. Die Gebete in unseren Gottesdiensten degenerieren jedenfalls zu leeren Floskeln, wenn ihnen nicht die nutzbringende Konsequenz außerhalb der Gottesdienste folgt.

Für Christen ist dies oftmals nicht leicht, mit dieser wichtigen Schlussfolgerung umzugehen. Sie stehen täglich im Spannungsfeld gesellschaftlicher Gegensätze, die noch nie so groß waren wie heute, denn je wohlhabender wir Deutschen wurden, umso verbissener wurde der Verteilungskampf geführt. Es ist nicht einfach mit den Problemen eines Volkes umzugehen, dessen einziger Maßstab weithin der eigene materielle Vorteil geworden ist. Und nichts deutet darauf hin, dass dies zukünftig anders wird. In unserer „Geiz ist Geil“ – Gesellschaft sollten deshalb vor allem wir Christen akribisch darauf achten, dass die Schwachen nicht unter die Räder kommen. Und dafür müssen wir notfalls auch Ärger in Kauf nehmen, denn der Christliche Glaube ist keine seelische Fangopackung. Im Gegenteil, er ist eine lebenslange Orientierungshilfe in oft sehr schwerem Gelände.

Meine Damen und Herren, verehrte Schwestern und Brüder, seit ca. 1.000 Jahren beten Christen von diesem Ort an dem wir uns gerade befinden, zu Gott. Seit etwa 600 Jahren tun sie es in dieser Kirche. Die Kriege im 15. Jahrhundert, die Gewalttätigkeiten im Zuge der Reformation, die Plünderungen, Verwüstungen und Vergewaltigungen während des 30-jährigen Krieges, die Besetzung durch die Truppen Napoleons, die Bombennächte während des zweiten Weltkrieges, sowie für uns heute unvorstellbare Hungerkrisen und Seuchen hat dies Gotteshaus erlebt. Erlebt hat es zwischen Dom und St. Michael auch, dass sich katholische und evangelische Christen, die in wenigen hundert Meter Entfernung zum gleichen Gott beteten, sich wechselseitig viel Leid zugefügt haben. Trotz aller heutigen Probleme, die ich nicht gering schätze, ist mit Blick auf das nach 1945 Erreichte, sehr viel Positives bewirkt worden.

Wie immer wir diese Entwicklung einschätzen sei dahingestellt. Tatsache jedenfalls ist, dass noch keine Generation vor uns in einem freieren, wohlhabenderen und sozialeren Rechtsstaat gelebt hat und dass noch keine Generation vor uns eine so lange Friedensphase erleben durfte wie wir. Manchmal wünsche ich mir, dass wir die Kraft aufbringen würden, trotz aller heutigen Probleme dafür ein Stück weit dankbarer zu sein, als wir es offensichtlich zu tun vermögen, denn wer nicht mehr dankbar sein kann, läuft immer Gefahr, alle Maßstäbe zu verlieren.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich immer wieder an das Jahr 1955. Adenauer hatte mit großem Geschick bei seinem Besuch in Moskau die letzten 10.000 Kriegsgefangenen frei bekommen. Als die ersten von ihnen in Friedland ankamen, ausgehungert und ausgemergelt, z.T. noch in ihren alten, völlig verschlissenen Uniformen, versammelten sich diese Männer, die sechs Jahre Krieg und anschließend zehn Jahre Sibirien hinter sich hatten, auf dem großen Platz des Lagers. Gemeinsam mit dem Hannoverschen Landesbischof Lilije sprachen sie das Vaterunser. Völlig unprogrammgemäß und nicht vorhergeplant, fassten sie sich plötzlich an den Händen und sangen mit ihren rauen Stimmen das Lied: „**Nun danket alle Gott, mit Herzen Mund und Händen...**“ das Lied also, das wir soeben gemeinsam gesungen haben. Diese Männer haben noch gewusst, wofür sie dankbar sein konnten. Wissen wir es eigentlich noch?

Johann Gottfried Herder, der vor seinem Umzug nach Weimar fünf Jahre lang Superintendent in Bückeburg gewesen ist, hat 1797 Schiller geantwortet, der ihm zuvor einen Brief voller Klagen und Bedrückungen geschrieben hatte. Er schrieb ihm:

„Gerne geben wir Ihnen, mein Freund, den größten Teil Ihrer Klagen über die Zeit zu; aber was folgt daraus? Sollen wir nur klagen, die Hände in den Schoß legen, verzweifeln?

Oder sollen wir behutsam ans Steuer, mutig ans Ruder greifen?“

Ja, liebe Mitchristinnen und Mitchristen, es gibt in unserem Land Probleme, die wir lösen müssen, aber folgenlose Betroffenheitsrituale lösen nichts. Wenn wir uns hin und wieder daran erinnern würden, woher wir hergekommen sind, ließe sich das noch Unvollkommene vielleicht ein Stück weit leichter ertragen und das noch Notwendige mutiger bewerkstelligen. Die meisten Menschen auf der Welt würden unsere Sorgen mit den ihren sehr gern tauschen.

Nun, vor diesem Hintergrund ist für mich die Lehre klar, die wir aus alledem ziehen sollten: Wo Gott ausfällt, gleichgültig ob in unserem Staat, unserer Gesellschaft, in unseren Familien oder in anderen sozialen Bindungsgemeinschaften, wird zwangsläufig von der Welt und anderen zuviel erwartet. Wo Gott ausfällt, setzt sich der Mensch selbst unter eine Art „Gottwerdungsdruck“, dem er auf Dauer weder standhalten noch etwa gerecht werden kann, denn auch seine Ersatzgötter funktionieren ja nicht. Und die Folge ist oft genug, dass er neurotisch wird und an seiner Endlichkeit verzweifelt.

Als Christen sollte uns immer bewusst sein, dass diese Welt nur das Vorletzte ist und deshalb sollten wir auch nicht **alle** Hoffnungen und **alle** Erwartungen auf sie setzen. Als Christen sollten wir auch nicht so wahnsinnig verzweifelt sein, wenn es einmal anders kommt, als wir es erwartet haben, denn es gibt eine diese Welt übersteigende Perspektive. Das könnte und sollte uns eigentlich etwas frustrationsunanfälliger - vielleicht sollte man auch sagen, etwas weniger verbissen und verkniffen machen. Vielleicht könnte man das auch eine christliche Relativitätstheorie nennen. Sie sollte die Erkenntnis beinhalten, dass wir die Dinge dieser Welt und vor allem jene, die über sie hinausgehen, nie vollständig und restlos erklären und definieren können. Der Grund liegt u.a. darin, dass wir als Christen ja nicht

nur an das glauben, was wir sehen und anfassen können, sondern vor allem an das glauben, was wir **nicht** sehen und **nicht** anfassen können. Die Konsequenz sollte für uns vor allem darin bestehen, dass wir uns nicht vollständig und umfassend von den Dingen dieser Welt bestimmen und vereinnahmen lassen.

Liebe Schwestern und Brüder, abschließend möchte ich Ihnen noch eine kleine Geschichte erzählen, die in treffender Weise deutlich macht, was ich meine. Sie handelt von einem armen ostpreußischen Bauern, der vom preußischen Staat ein Stück Brachland geschenkt bekommen hat. Dieser Bauer arbeitet im Schweiße seines Angesichtes an dem kargen Stück Land. Er jätet Unkraut, pflügt und streut Mist. Nach einigen Jahren schlimmer Schufferei ist er dabei, die erste Ernte einzubringen, als just in diesem Moment der Ortspfarrer an seinem Acker vorbei kommt. Der Pfarrer bleibt stehen, schaut dem Bauer einen Augenblick interessiert zu und ruft zu ihm hinüber: „**Karl, du weißt aber doch, dass du diese Ernte dem Herrgott zu verdanken hast?**“ Der Bauer unterbricht seine Arbeit, überlegt einen Augenblick und ruft zurück: „**Jawohl, Herr Pfarrer, das weiß ich wohl, aber sie hätten vor vier Jahren einmal das hohe Unkraut sehen sollen, als der Herrgott diesen Acker noch alleine bewirtschaftet hat.**“ Dieser arme Bauer zeigt uns auf beeindruckende Art und Weise das Problem unserer Zeit auf. Es gibt keinen Acker, auf dem das Unkraut nicht immer wieder versucht zu wachsen. Beseitigt wird es aber nicht durch aktives, zuweilen auch geistreiches Jammern, sondern nur dadurch, dass vor allem wir Christen im Großen wie im Kleinen selber Hand anlegen.

Ich wünsche uns bei der Arbeit Gottes Segen.

